

Rezensionen

Medienlandschaften in Frankreich und Deutschland

Cornelia Frenkel / Heinz-Helmut Lüger / Stefan Woltersdorff (Hg.): *Deutsche und französische Medien im Wandel. Landauer Schriften zur Kommunikations- und Kulturwissenschaft, Bd. 6. Knecht Verlag, Landau 2004, 260 S., 19,80 Euro*

Angesichts tiefgreifender Umwälzungen in der europäischen Medienlandschaft, die durch wirtschaftliche Krisen vieler Printprodukte, die Internationalisierung der audiovisuellen Medien und nicht zuletzt durch die Internet-Revolution gekennzeichnet ist, sucht der vorliegende Band Antworten auf die Frage danach, ob Frankreich und Deutschland eher national spezifische oder gemeinsame Wege gehen. Nähern sich die Systeme einander an oder driften sie auseinander? Und wie wirken sich die Veränderungen auf die Situation in den deutsch-französischen Grenzräumen aus, in denen sich seit jeher unterschiedliche Traditionen begegnen und vermischen? Um es gleich zu sagen: Man wird keine zweite Publikation finden, in der auf diese Fragen so umfassende und überzeugende Antworten geliefert werden wie hier.

Der erste Teil des Bandes ist komparativen Perspektiven gewidmet. Isabelle Bourgeois stellt dar, dass Deutschland ein ausgesprochenes Zeitungs-, Frankreich hingegen eher ein Rundfunkland mit noch unterentwickeltem Fernsehangebot ist, und bei Irene Preisinger erfährt man Erhellendes über das jeweils andere Berufsverständnis der Journalisten in beiden Ländern (siehe auch in *Dokumente*, 4/2003), aber auch über die Annäherung beim Verständnis von Recherche-Journalismus. Eine umfangreiche vergleichende Detailstudie zur Adressatenorientierung in der Regional-

presse haben Heinz-Helmut Lüger und Patrick Schäfer am Beispiel der Zeitungen *L'Alsace* und *Die Rheinpfalz* durchgeführt. Ihre Ergebnisse strafen die Klischeevorstellung Lügen, wonach französische Zeitungen stärker personalisieren und deutsche Presseprodukte deshalb nüchterner und langweiliger seien. Die untersuchten Zeitungen weisen bei aller Besonderheit ihrer Profilbildung mehr gestalterische Gemeinsamkeiten als Unterschiede auf.

Das zweite, medienwissenschaftliche Perspektiven entfaltende Kapitel enthält umfangreichere Studien zu neuen Technologien (Monika Haberer, Torsten Liesegang), zur Entwicklung der Verlage (Ernst Ulrich Große) und Mediengruppen (Rudolph Meyer), zu Wandlungen in der französischen Presse (Michel Mathien) und abschließend eine differenzierte Analyse zum kulturpolitischen Konzept der „exception culturelle“ beziehungsweise zur „diversité culturelle“ (Nathalie Hillenweck). Große stellt einerseits Übereinstimmungen etwa zwischen den Internationalisierungsstrategien der großen Verlage heraus, verweist aber auch auf Unterschiede, so etwa auf die besonders prekäre Lage der französischen Tagespresse, die trotz staatlicher Finanzierung vom finanziellen Engagement regierungsnaher Unternehmer abhängig ist, wie zum Beispiel die Socpresse (*Le Figaro*) vom Rüstungsindustriellen Dassault. Unterschiede zeigen sich aber auch in der Aufmachung und inhaltlichen Orientierung, besonders bei den erfolgreichen Wochenmagazinen. So ist die deutsche *Capital* stärker textlastig als die buntere französische Ausgabe, die überdies ganz frankreichzentriert ist, während die deutsche Ausgabe sich inhaltlich international orientiert. Meyer untersucht die Entwicklung der Mediengruppen Kirch und Vivendi, die sich beide bei ihrem rasanten internationalen Ausbau übernommen hätten, allerdings aus unterschiedlichen Gründen. Bei Vivendi sei die Expansion nach Amerika finanziell nicht solide gewesen, während Kirch vor allem an Brüssel gescheitert sei. Die Kommission hat in der Tat Kirchs Versuch, in Kooperation mit Bertelsmann und der Deutschen Telekom über die Dechifriertechnologie den Zugang zu möglichst allen medialen Plattformen zu kontrollieren, unterbunden. Beim Blick auf zukünftige Entwicklungs-

möglichkeiten der Datenübertragung hält er insbesondere den weiteren Ausbau der Kabelnetze in Deutschland für vielversprechend. Sie spielen in Frankreich hingegen nur eine ganz untergeordnete Rolle.

Der dritte Teil des Bandes enthält „journalistische Perspektiven“, unter anderem auf (ungewisse) europäische Visionen für ARTE (Tobias Gerlach) und auf ein deutsch-französisches Radio in Paris (Gérard Foussier). Deutsche Welle und Radio France Internationale (RFI) haben sich mit den Kollegen von BBC-World in London schon vor Jahren zusammengeschlossen, um europäische Informationen in französischer, deutscher und englischer Sprache zu senden. Ein europäisches Radio scheint also in Reichweite zu liegen.

So zeigt dieser Band in beispielhafter Weise neben einigen divergierenden Entwicklungen nicht nur Gemeinsamkeiten etwa in grenznahen Räumen auf, sondern entfaltet auch europäische Visionen.

Johannes Thomas

Solidarität und solidarité: Geschichte und Aktualität

Gesa Reisz: Solidarität in Deutschland und Frankreich. Eine politische Deutungsanalyse. Verlag Barbara Budrich, Opladen 2006, 327 S., 36 Euro

Deutschland und Frankreich erleben eine Zeit der – teilweise einschneidenden – Strukturreformen und Umbrüche des Wohlfahrtsstaates. Begleitet wird dies von einer öffentlichen, teilweise heftigen Auseinandersetzung über die Zukunft der überkommenen Wirtschafts- und Sozialmodelle. Brauchen wir einen liberalen „Bruch“, wie dies zum Beispiel Nicolas Baverez, aber auch hierzulande manche Meinungsmacher propagieren? Oder lohnt der schwierige Weg, den Ausgleich zwischen ökonomischer Wettbewerbsfähigkeit und sozialer Gerechtigkeit auch unter den Bedingungen des globalen Wettbewerbs neu auszutarieren? In diesen Auseinandersetzungen geht es immer auch um Deutungshoheit: um die Fähigkeit, den öffentlichen Diskurs zu prägen, wenn es um

Krisenursachen, Handlungsvorschläge, aber auch um die damit verbundenen grundlegenden Werte und Paradigmen politischen Handelns geht.

Vor diesem Hintergrund ist der von Gesa Reisz unternommene Versuch, den Kernbegriff der Solidarität einer vergleichenden Deutungsanalyse zu unterziehen, von hoher Aktualität. Gerade weil dieser Begriff zum politischen Allgemeingut geworden zu sein scheint (Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität sind Grundwerte, die heute von nahezu allen deutschen Parteien gleichermaßen hochgehalten werden), lohnt ein genauerer Blick, um zu bestimmen, wie er benutzt wird, mit welchen Inhalten er verknüpft wird, an welche historischen Traditionslinien er anschließt oder auch, ob es Umdeutungsversuche gibt.

Gleich zu Beginn verweist die Autorin auf den Streit um das „Schröder–Blair-Papier“ von 1999, das seinerzeit von den französischen Sozialisten heftig abgelehnt wurde. In diesem Streit prallten zwei unterschiedliche Sichtweisen aufeinander: Bei Schröder–Blair eine „liberale asymmetrische Deutung [...] von Solidarität als einer staatlich zu verteilenden Ressource mit Zugangsberechtigung über Leistung und Eigenverantwortung“ (S. 14), bei Jospin die Vorstellung einer solidarischen Gesellschaft, die politische und soziale Teilhabe bietet und inklusionsfähig ist, und das Verständnis der Solidarität als leitendem Grundsatz der Sozialdemokratie, „ohne die nichts einen Wert hat“ (S. 12). Daraus ergeben sich für Gesa Reisz Fragen nach den Ursachen und der Tragweite dieser Unterschiede: „Wie konnte die Differenz zwischen den Deutungen so groß sein? Sind in den deutschen und französischen Reden nach 1949 überhaupt noch traditionelle Deutungen vorzufinden, gibt es einen Trend zur Enttraditionalisierung von Deutungen?“ (S. 189).

Deshalb nimmt sie im ersten Hauptteil zunächst eine historische Aufarbeitung der Traditionsbezüge vor, die mit dem Begriff Solidarität/solidarité in beiden Ländern jeweils verbunden sind. Dabei entsteht ein ideengeschichtliches Panorama der wichtigsten theoretisch-wissenschaftlichen Vordenker des Begriffes, aber auch ein sozialhistorischer Abriss der politischen und gesellschaftlichen Kräfte, die den Solidaritäts-Gedanken aufgegriffen und – in durchaus unterschied-

lichen Lesarten – verbreitet haben. Die Autorin bietet eine sehr lesenswerte, differenzierte Analyse der Entwicklungsgeschichte des jeweiligen Begriffes, seiner verschiedenen Trägergruppen und der durchaus unterschiedlichen Deutungsrahmen. Sie fördert dabei interessante Unterschiede zu Tage: In Deutschland ist der Begriff in erster Linie von zwei unterschiedlichen Milieus, der Sozialdemokratie und dem Katholizismus, propagiert und weiterentwickelt worden – Milieus, die in Frankreich in dieser Form nur eine untergeordnete Rolle spielten. Dort hat sich anstatt einer milieuspezifischen eine nationale, linksrepublikanische Deutung des Solidaritätsbegriffes durchgesetzt, die sich aus der Doktrin des Solidarismus (Léon Bourgeois, Ferdinand Buisson, Jean Macé) speiste. Sie fand auch in die Sozialpolitik der Dritten Republik Eingang. Die Autorin verweist auf die weitreichende Symbolwirkung dieses Solidaritätsverständnisses, das „als Deutungsrahmen und republikanisches Projekt nicht nur die Sozialpolitik der Vierten und Fünften Republik prägen“ sollte (S. 102).

Der zweite Hauptteil fragt nach Wandel und Kontinuität in der Verwendung des Solidaritätsbegriffes durch die Sozialdemokratie beider Länder. Dazu nimmt Gesa Reisz eine diskursanalytische Untersuchung der Reden sozialistischer beziehungsweise sozialdemokratischer Regierungschefs seit 1947 beziehungsweise 1949 vor, wobei für Deutschland die Kanzler Brandt, Schmidt und Schröder, für Frankreich die Premierminister Mauroy, Rocard und Jospin im Zentrum der Analyse stehen. Das Ergebnis ist nicht ganz überraschend: Während in Deutschland Brandt und Schmidt deutlich an die tradierten Sichtweisen des Solidaritätsbegriffes anknüpfen, erfolgt mit Gerhard Schröder eine Enttraditionalisierung, das heißt eine Ablösung von den historischen Begriffsdeutungen, und eine Abwertung der Solidarität zum terminus technicus, der damit gewissermaßen zur Verfügungsmasse der politischen Praxis und der Finanzierungszwänge des Sozialstaates wird. Dagegen ist im Diskurs der französischen sozialistischen Regierungschefs eine ungebrochene Anknüpfung an die Tradition der republikanischen Solidarität festzustellen. Dies hat Gründe: „Da Solidarität als nationales und republikani-

sches Projekt dargestellt wird, kann sie nicht als Leistung des Staates an Leistungsbedingungen geknüpft werden wie in Schröders Rhetorik [...]. Eine Umdeutung von Solidarität wie bei Schröder wäre in Frankreich aufgrund der politisch-kulturellen Tradierung dieser republikanischen Solidarität für einen Premierminister schwierig zu bewerkstelligen gewesen“ (S. 278).

Das Buch – gleichzeitig die Dissertation der Autorin an der Universität Kassel – verlangt dem Leser einiges an Konzentration und Bereitschaft ab, sich auf ihre Fragestellungen und verwendeten Kategorien einzulassen (die Arbeit verortet sich im Schnittpunkt zwischen politischer Kulturforschung und politischer Ideengeschichte). Wer dies aber tut, wird entschädigt durch eine kluge Analyse und reichhaltige Einsichten – über den Begriff der Solidarität entsteht eine Art Gesellschafts- und soziale Ideengeschichte beider Länder. Der Autorin ist in ihrem Fazit zuzustimmen, „dass für die Analyse aktueller politischer Texte die historische Erarbeitung der kulturellen Deutungen und Traditionen nicht nur sinnvoll ist, sondern notwendiger Bestandteil“ (S. 289).

Man mag die Ergebnisse für wenig aufregend halten – ohne Auswirkungen sind sie nicht: Die Autorin weist zu Recht darauf hin, dass Begriffe wie Solidarität eine herrschaftslegitimierende, aber auch -limitierende Funktion haben, die Handelnden also auch an ihre Diskurse rückbinden. Auf jeden Fall wird klar, warum in Frankreich die Solidarität – und mit ihr ein bestimmtes Verständnis der sozialen Republik – eine so wirkungsmächtige Rolle spielt, die im Übrigen über die Linke hinausweist und die liberalisierende Reformen oft so schwierig macht. Dies hat handfeste Folgen, wenn man etwa die Sozialstaatsreformen in Frankreich mit denen in Deutschland vergleicht. Schließlich verweist die Studie auf die unterschiedlichen nationalkulturellen Wurzeln zentraler Begriffe, die sich als Hindernisse auf dem Weg zu einer Verständigung über gemeinsame Werte erweisen. Gesa Reisz hat einen kleinen, aber wertvollen Beitrag vorgelegt, um solche Hindernisse abzubauen und uns Europäer zu befähigen, über diese gemeinsamen Werte und Ziele sinnvoll zu streiten.

Henrik Uterwedde

Aus dem Jahrhundert der Gewalt: Neue Analysen und Memoiren

Ahlich Meyer: Täter im Verhör. Die „Endlösung“ der Judenfrage in Frankreich 1940–1944. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2005, 470 S., 49,90 Euro;

Claude Laharie: GURS. 1939–1945. Un camp d'internement en Béarn. Préface de Robert Badinter. Edition atlantica, Biarritz 2005, 79 S., 10 Euro;

Christian Eggers: Unerwünschte Ausländer. Juden aus Deutschland und Mitteleuropa in französischen Internierungslagern 1940–1942. Metropol Verlag, Berlin 2002, 556 S., 24 Euro;

Jean-Pierre Richardot: Die andere Schweiz. Eidgenössischer Widerstand 1940–1944. Vorwort von Jürg Altwegg. Aufbau-Verlag, Berlin 2005, 297 S., 19,90 Euro;

Les Résistances sur le Plateau Vivarais-Lignon, 1938–1945. Témoins, témoignages et lieux de mémoire. Les oubliés de l'histoire parlent. Editions du Roure, Polignac 2005, 205 S., 22 Euro;

Kurt Stern: Was wird mit uns geschehen? Tagebücher der Internierung 1939 und 1940. Mit einem Vorwort von Christa Wolf. Aufbau-Verlag, Berlin 2006, 231 S., 18,90 Euro;

Anne Saint Saveur-Henn (Hg.): Fluchtziel Paris. Die deutschsprachige Emigration 1933–1940. Metropol Verlag, Berlin 2002, 336 S., 19 Euro;

Lenka Reinerová: Es begann in der Melantrichgasse. Erinnerungen an Weiskopf, Kisch, Uhse und die Seghers. Aufbau-Verlag, Berlin 2006, 161 S., 7,95 Euro;

Stella Silberstein: Hotel Excelsior. Tagebuch einer Spurensuche. Hg. von Ingeborg Hecht und Kurt Kreiler. Dölling und Galitz Verlag, Hamburg 2005, 275 S., 14,80 Euro;

Olivier Lalieu: La zone grise? La résistance française à Buchenwald. Préface de Jorge Semprún. Editions Tallandier, Paris 2005, 441 S., 24 Euro

Um Geschichte zu verstehen, zumal die der NS-Zeit, scheinen zwei Arten von Literatur unverzichtbar. Einerseits wissenschaftliche Arbeiten, die jeweils auch bereits geleistete historische Forschungen kompilieren und andererseits autobiographische Berichte, deren schwerer Lebensstoff oft um Jahrzehnte verspätet an die Öffentlichkeit

gelangt. Auf beiden Gebieten wird in Deutschland und Frankreich weiterhin Neues vorgelegt, das sich komplettiert.

Neue historische Untersuchungen

Ahlich Meyer erweist sich seit vielen Jahren als hervorragender Kenner der Besatzungssituation in Frankreich. Auch mit seinem soeben erschienenen Buch „Täter im Verhör. Die ‘Endlösung’ der Judenfrage in Frankreich 1940–1944“ liefert er wieder Elemente zu einer präziseren Empirie der Thematik. Besonders plastisch wird diese Studie, weil sie neben einschlägigem Quellenmaterial auch Aussagen untersucht, die von Mitarbeitern der deutschen Besatzungsmacht in den 1960er und 1970er Jahren vor Staatsanwälten und Richtern gemacht wurden. Mit empfindlichen Gedächtnislücken vertuschen die Beschuldigten ihre Beteiligung an den NS-Verbrechen in Frankreich. Detailgenau rekonstruiert Ahlich Meyer, wie die Besatzungsinstitutionen – Militärverwaltung, SS und Deutsche Botschaft – schon im Sommer 1940 die Entrechtung der Juden betrieben und „antisemitische Sofortmaßnahmen“ in Kraft setzten, noch bevor die Vichy-Regierung im Oktober 1940 ihr Juden-Statut erließ. Bereits ein Jahr vor der Wannsee-Konferenz (1942) forderte Theodor Dannecker, Chef des „Judenreferats“ in Paris, die Entfernung der Juden aus Europa. Die Besatzer betrieben sodann ihre Deportationspolitik, stets bereit zum Terror, in Kooperation mit Vichys Institutionen. Festzuhalten bleibt indes, dass die Deutschen maliziös darauf achteten, Verhaftungen jeweils von der französischen Polizei durchführen zu lassen, was deutschen Verwaltungsbeamten und Offizieren nach 1945 zu einer reinen Weste verhalf. Meyers Recherche schließt hier einige Informationslücken.

Das Vichy-Regime leistete brauchbare Hilfsdienste. Davon zeugen insbesondere die seit 1939 entstandenen Internierungslager, in die sukzessive politische und rassische Flüchtlinge verbracht wurden. Der französische Historiker Claude Laharie legt zu einem dieser Lager einen Abriss vor, der reich mit Illustrationen und Zeichnungen ausgestattet ist: „GURS. 1939–1945. Un camp d'internement en Béarn“. Im Vorwort unterstreicht Robert Badinter den Gehorsam und die Stillhalte-

ideologie Pétains, sowie dessen Rückhalt in der Bevölkerung. Laharie stellt die verschiedenen Etappen des Lagers übersichtlich dar und weist dabei auf den gesamtfranzösischen Kontext, da zwischen Gurs und anderen Lagern (Rivesaltes, Récébedou, Noé, Le Vernet und andere) stetig Fluktuation stattfand. Ergänzend zu Laharies Abriss, der sachliche Schwächen aufweist, bleibt so die Untersuchung von Christian Eggers „Unerwünschte Ausländer. Juden aus Deutschland und Mitteleuropa in französischen Internierungslagern 1940–1942“ relevant. Sie wurde noch nicht ausreichend registriert, kann jedoch als die systematischste Darstellung gelten, die bislang zum Thema Internierungslager in Frankreich verfasst wurde. Eggers untersucht das etwa 400 Lager umfassende System chronologisch und aus verschiedenen Perspektiven. Behandelt werden die Entstehungsgründe sowie die heterogenen Gruppen von Internierten. Weiterhin wird verschiedenen Hilfswerken nachgegangen und dem Bestreben der französischen Verwaltung, die Lage der Internierten zu verbessern. Eggers beachtet erstmals auch fast 3 000 Briefe, die zur Zeit der Lager geschrieben wurden.

Anschaulich stellt der französische Journalist Jean-Pierre Richardot den Kampf der Schweizer Bevölkerung und der „Résistance“ nach der Kapitulation Frankreichs dar, als ab 1940 tausende von Menschen bei den Eidgenossen Zuflucht suchten. Er selbst hat als Sohn eines nazikritischen Pfarrers die Kriegsjahre als Flüchtlingskind in der Schweiz verbracht. Überzeugend korrigiert Richardot das negative Bild, das der Schweiz in puncto NS-Zeit anhängt, und zeigt vor allem, wie bedeutend sie für den Widerstand gegen den Nazismus war. Neben harten Fakten legt Richardot Geschichten von Schweizer Bürgern dar, die sich gegen die angepasste Haltung der Berner Regierung zur Wehr setzten und Fluchthilfe leisteten. Das Buch liefert zudem eine Skizze der so genannten „Bergier-Kommission“, die in den 1990 Jahren einberufen wurde, um die Abweisung von Flüchtlingen an der Schweizer Grenze und das Handeln verschiedener Bankiers zu untersuchen; das Ergebnis fällt teilweise erschreckend aus. Doch Jürg Altwegg hält im Vorwort des Buches fest: „Insgesamt bescheinigt die Kommission der Schweiz allerdings,

weder eine Politik der systematischen Kollaboration aus ideologischen Motiven betrieben, noch eine Verlängerung des Krieges bewirkt zu haben“.

Wichtiger Bezugspunkt für verschiedene Schweizer Organisationen, die Verfolgten Hilfe leisteten, war eine Hochburg des Widerstands in Frankreich, das Plateau Vivarais-Lignon und le Chambon-sur-lignon. Zu den vielgestaltigen Vorgängen in der Auvergne während der deutschen Besatzung ist ein Sammelband erschienen: „Les Résistances sur le Plateau Vivarais-Lignon, 1938–1945.“ Der Band umfasst Vorträge eines Kolloquiums, das Wissenschaftler und Zeitzeugen zu Wort kommen ließ. Diese thematisieren unter anderem die rivalisierenden Erinnerungen des zivilen und des bewaffneten Widerstands. Ein feinsinniges Vorwort des kürzlich verstorbenen Philosophen Paul Ricœur reflektiert den möglichen Umgang mit den „Wunden des Gedächtnisses“, die notwendig einsam erlitten werden und doch kollektiv zu verschmerzen sind.

Autobiographisches Erzählen

Die persönlichen Aufzeichnungen von Emigranten und Verfolgten handeln von Entrechtung und Demütigung, sind Chroniken des Fliehens, Ausfahrens, Entkommens oder Getötetwerdens. Diese Lebensberichte können für sich stehen, sind aber auch für den Historiker relevant, weil sie Pauschalurteile widerlegen und vermitteln, wie unterschiedliche Erfahrungen sogar in totalitären Zeiten gemacht werden.

Seit den 1920er Jahren wurde Frankreich zum Angelpunkt der europäischen Emigration. Kurt Stern (1907–1989) floh im April 1933 aus Berlin nach Paris; ein Jahr zuvor hatte er die Französin Jeanne Machin geheiratet. 1936–38 kämpft Stern im Spanischen Bürgerkrieg und kehrt dann nach Paris zurück. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wird er interniert und mit hunderten von Antifaschisten in diversen Lagern festgehalten. Davon vor allem berichtet der nun erschienene Band „Was wird mit uns geschehen? Tagebücher der Internierung 1939 und 1940“. Zeitgleich mit dem Geschehen hielt er seine Erfahrung in Schulheften fest: Die Ungewissheit, die engen Lebensbedingungen, die Angst ermordet zu werden. 1942 gelangt ihm mit Frau und Kind die Aus-

wanderung nach Mexiko. Sterns Tagebuch vermittelt das Szenario einer von Gewalt getriebenen Gesellschaft. Ein sensibles Vorwort von Christa Wolf porträtiert den Autor. Im Anhang finden sich unveröffentlichte Briefe an ihn, unter anderem von Gustav Regler, Anna Seghers und Otto Katz, die von den Freundschaftsbanden einer riesigen Population Emigrierter zeugen. 1946 kehrt Stern nach Berlin zurück, arbeitet in der DDR als Übersetzer, schreibt – oft gemeinsam mit seiner Frau – Filmszenarien und Reportagen. Von ihm stammt etwa die Übertragung von Vercors „Le silence de la mer“.

Um die Lage der Emigranten besser zu verstehen, bleibt das von Anne Saint Saveur-Henn edierte Buch „Fluchtziel Paris – Die deutschsprachige Emigration 1933–1940“, auch drei Jahre nach seinem Erscheinen, eine unerlässliche Grundlage. Es bietet eine breite Palette an Informationen und Recherchen, die die biographischen Einzelberichte über das Exil in Frankreich faktenreich erhellen, etwa Analysen zur politischen Tätigkeit der Emigranten, zu ihrem alltäglichen Überwachtsein oder ihren künstlerischen Produktionen. Im Mittelpunkt steht der Blick auf Paris, wo zigtausende Verfolgte aus Europa über längere Zeit eine vorübergehende Heimat gefunden hatten, bis im Juni 1940 deutsche Truppen einziehen, die Dritte Republik zusammenbricht und Heerscharen von Menschen über Frankreichs Straßen zu irren beginnen.

Zu den damals Flüchtenden gehörte auch Lenka Reinerová. Soeben wurde sie 90 Jahre alt und legte ihre Erinnerungen vor: „Es begann in der Melantrichgasse“. Die Melantrichgasse ist eine kleine Straße im Herzen von Prag, Reinerová's Geburtsstadt (1916). Seit jungen Jahren als Journalistin tätig, rettet sie sich 1939 nach Frankreich, wird 1940 interniert, entkommt jedoch über Marokko nach Mexiko – dank zähen Bemühens einiger Schicksalsgenossen, auf die der Untertitel des Buches „Erinnerungen an Weiskopf, Kisch, Uhse und die Seghers“ weist. Anhand von Porträts befreundeter Autoren skizziert sie den heraufziehenden Nazismus, das Exil in Frankreich und die Rettung nach Lateinamerika. Das ergibt ein Panorama des internationalen Emigrantenmilieus, dessen Kaffeehäusern, Redaktionen und Verlagen.

Nach dem Krieg kehrt Lenka Reinerová mit ihrem Mann, dem Schriftsteller und Arzt Theo Balk, zunächst nach Belgrad und dann nach Prag zurück. In den 1950er Jahren wird sie Opfer stalinistischer Säuberungen, verbringt über ein Jahr in Untersuchungshaft, wird 1964 rehabilitiert, erhält jedoch nach dem Prager Frühling Schreibverbot.

Von einem parallelen Schicksal, mit noch dramatischeren Wendungen, handelt das Buch von Stella Silberstein „Hotel Excelsior – Tagebuch einer Spurensuche“. Geschrieben hat sie es in der Zeit nach der Befreiung, ab Ende 1945 in Paris und Nizza, nach der Rückkehr aus Auschwitz und Bergen-Belsen. Die Kaufmannstochter Stella Silberstein, 1899 in Wien geboren, floh nach dem Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland aus Wien; über Venedig, Zürich und Paris kam sie 1938 in Südfrankreich an, wo bereits zahllose Emigranten lebten. Vier Jahre blieb sie relativ unbehelligt in Nizza und heiratet den ebenfalls aus Wien emigrierten Arzt Richard Borger. Im Dezember 1943 werden beide verhaftet und im Gestapo-Hauptquartier Hotel Excelsior in Nizza festgehalten. Stella Silberstein wird schließlich deportiert, ihr Mann noch vor Ort ermordet. Sie überlebt die Lager, dank ihre Tätigkeit als Physiotherapeutin. Im Dezember 1945 wird Silberstein zunächst nach Paris „repatriert“, dann reist sie nach Nizza. Im nun veröffentlichten Tagebuch schildert sie diese aktuelle Situation und Spurensuche, während sie kontinuierlich in die Zeit von Emigration und KZ zurückblendet. Silberstein widerlegt das Klischee, die französische Nachkriegsgesellschaft sei gleichgültig gewesen. Zahlreiche Personen verhindern ihren Absturz in die Gemütsverfinsterung, auch erhält sie Unterstützung vom französischen Staat. Sie findet sogar ein Grab ihres Mannes, gepflegt von einer Unbekannten. Zudem erhält sie Besitztümer zurück, die sie kurz vor der Deportation in ein kleines Stoffkissen genäht und einer Bekannten zugesteckt hatte. Doch kein Trost, sondern eine aufwühlende Lektüre.

Was Olivier Laliou in „La zone grise? La résistance française à Buchenwald“ recherchiert hat, kann einem ebenfalls den Atem rauben. Für die deutsch-französische Erinnerungs- und Gedenkstättenarbeit hat Buchenwald große Bedeutung,

wurden doch hierher zahllose Franzosen verschleppt. Grauzone? Primo Levi brachte den Begriff ins Spiel, um Vorgänge zu benennen, die sich im KZ zwischen Herrschern und Beherrschten entwickelten, zwischen SS und Lagerinsassen, die – etwa als Kapo oder Blockwart – Funktionsstellen innehatten. „Teilen und herrschen“ war die Methode mit der diese rechtlose Ordnung funktionierte, in der jeder um die nackte Existenz kämpfte. Wer nur die geringste Chance ersehnte, in einem System zu überleben, das die Gefangenen in „wertes und unwertes Leben“ einteilte, konnte sich diesen Mechanismen nicht entziehen. Im Lager wurden Befugnisse delegiert, um „Ordnung“ zu wahren. Hier konnte der kommunistische Widerstand, die „roten Kapos“, eine wichtige Rolle erlangen, womit die Genossen größere Überlebenschancen als andere Gefangene hatten. 1944 gründeten sie das „Comité des intérêts français“ (CIF), dessen geheime Wortführer Marcel Paul und Frédéric-Henri Manhès waren. Beide gehörten später zum ersten Kabinett von de Gaulle. 1946 warf ihnen die extreme Rechte vor, ihr Einfluss in Buchenwald sei parteilich gewesen. Olivier Laliou untersucht diese Vorgänge anhand unveröffentlichter Zeugenberichte und legt einleuchtend dar, dass das Wirken der CIF insgesamt einer Humanisierung des Lagerlebens zugute kam. Gesten der Solidarität wurden möglich, jedoch in einem grausamen Rahmen, der geringen Handlungsspielraum bot, wie Jorge Semprún im Vorwort anmerkt.

Cornelia Frenkel

Klemperer, Krauss und die Romanistik in der frühen DDR

Gerdi Seidel: Vom Leben und Überleben eines „Luxusfachs“. Die Anfangsjahre der Romanistik in der DDR. Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren, Heidelberg 2005, 329 S., 39,80 Euro

Die wissenschaftshistorische und ideologiekritische Erforschung der Geisteswissenschaften im Dritten Reich hat in den letzten Jahren Konjunktur. Insbesondere der Geschichte der Romanistik

im Nationalsozialismus widmeten sich zahlreiche neuere Veröffentlichungen, zum Beispiel untersuchte Thomas Bräutigam 1997 die Hispanistik im Dritten Reich, und der Freiburger Romanist Frank-Rutger Hausmann legte 2000 eine umfangreiche Studie über die Geschichte der deutschen Romanistik im Nationalsozialismus vor. Über zwei Romanisten, die im Dritten Reich zu Opfern der verbrecherischen NS-Ideologie wurden, Victor Klemperer und Werner Krauss, erschienen in den letzten Jahren gleich mehrere Monographien, wobei das Interesse an Klemperer nach der auf dem Buchmarkt kommerziell ausgesprochen erfolgreichen Veröffentlichung seiner Tagebücher 1933–1945 weit über das romanistische Fachpublikum hinaus geht. Verhältnismäßig überschaubar sind im Gegensatz zu den wissenschaftshistorischen Untersuchungen zur Geisteswissenschaft im Dritten Reich hingegen Studien zur Geschichte der kulturwissenschaftlichen Disziplinen in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und der Deutschen Demokratischen Republik. Vor allem die einen Zeitraum von über 40 Jahren umfassende Geschichte der DDR-Romanistik ist bislang unzureichend erforscht und steckt noch in den Anfängen.

Über die Anfangsjahre der Romanistik in der DDR informiert nun ausgiebig die 2005 beim Synchron Verlag erschienene Studie „Vom Leben und Überleben eines ‚Luxusfachs‘“, mit der die Romanistin Gerdi Seidel 2003 in Freiburg bei ihrem akademischen Lehrer und Doktorvater Frank-Rutger Hausmann promovierte. Im Mittelpunkt der über 300 Seiten umfassenden Untersuchung stehen der im Dritten Reich aus „rassischen Gründen“ 1935 seines Amtes enthobene Victor Klemperer (1881–1960), der bis dahin Romanistik an der Technischen Hochschule Dresden unterrichtete, und der bis zu seiner Verhaftung als Widerstandskämpfer (1942) in Marburg lehrende Romanist Werner Krauss (1900–1976). Bis zu Klemperers Tod 1960 waren er und Krauss die wichtigsten und einflussreichsten Vertreter der Romanistik in Osten Deutschlands und bestimmten das Profil des in der SBZ und der DDR immer wieder in seiner Existenz bedrohten „Orchideenfachs“, das in Deutschland zwar auf eine ruhmreiche Tradition zurückblicken konnte, in der DDR

aber unter einem erheblichen Rechtfertigungsdruck stand und zeitweise landesweit nur wenige Dutzend Studenten vorweisen konnte. Französisch (und erst recht die anderen romanischen Sprachen) wurden an den Schulen der frühen DDR kaum beziehungsweise gar nicht unterrichtet. Entsprechend gering waren die Fremdsprachenkenntnisse der wenigen Studenten, die überhaupt mit dem Romanistik-Studium begannen. Frankreich, Italien und die übrigen romanischen Länder galten in der DDR der 1950er Jahre als böses kapitalistisches Ausland, das Spanien Francos und das Portugal Salazars als profaschistische Staaten. Kein leichtes Feld also, das die Romanisten nach dem Zweiten Weltkrieg in der DDR zu bestellen hatten.

Trotz des Engagements insbesondere von Werner Krauss, der sich ausdrücklich als marxistischer Philologe definierte und mit seinem 1950 in der Zeitschrift „Sinn und Form“ publizierten umfangreichen Aufsatz „Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag“ seine literaturhistorische Programmschrift vorlegte, und von Victor Klemperer, der als Verfolgter des Dritten Reiches, überzeugter Antifaschist und Holocaust-Überlebender in der DDR die bessere Alternative zur BRD sah, wurde das Fach Romanistik schon wenige Jahre nach Kriegsende Opfer einer dezidiert antiwestlichen und antibürgerlichen Bildungs- und Kulturpolitik. Die Romanistik als Universitätsdisziplin wurde in der DDR zunehmend an den Rand gedrängt und mehr und mehr in ihrer Existenz bedroht. Hinzu kam das teils freiwillige, teils von staatlicher Seite vorgeschriebene Abschotten von der Romanistik außerhalb der DDR. Einem „innerdeutschen Austausch“ zwischen BRD- und DDR-Romanistik wurden in der Zeit des Kalten Krieges von den Bürokratien beider deutscher Staaten Knüppel zwischen die Beine geworfen. International galt die DDR-Romanistik bis in die 1960er Jahre hinein, als Werner Krauss mit seiner interdisziplinär und sozialgeschichtlich ausgerichteten Aufklärungsforschung zu einem der methodischen Vorreiter der Romanistik wurde, als wissenschaftlich zweitrangig.

Gerdi Seidel hat ihr Buch in acht Kapitel gegliedert. Nach einer Einleitung widmet sie sich zunächst in einem Überblickskapitel den Perso-

nen und Institutionen, die in dem von ihr untersuchten Zeitraum 1945 bis 1960 für die Entwicklung der Romanistik in der SBZ und der DDR von Belang waren. Im Mittelpunkt stehen hierbei – neben als „Altlasten aus der NS-Zeit“ in der frühen DDR noch lehrenden Romanisten wie Fritz Neubert, Walther von Wartburg, Eduard von Jahn und Arthur Franz – Victor Klemperer, der (teilweise zeitgleich) in Halle, Greifswald und Berlin lehrte und 1947 mit seinem (von Gerdi Seidel unverständlicherweise ignorierten) Buch „LTI – Notizbuch eines Philologen“ sein wohl wichtigstes und originellstes Werk vorlegte, und Werner Krauss, der 1947 von Marburg nach Leipzig wechselte, dort sowie in Berlin unterrichtete und schließlich an der Akademie der Wissenschaften ein Institut für Aufklärungsforschung etablieren konnte. Danach wendet sich die Autorin den spezifischen Schwierigkeiten des Schulfaches Französisch und des Studienfaches Romanistik in der DDR zu, um sich schließlich ausgiebig mit den Studieninhalten und der Organisation der DDR-Romanistik auseinanderzusetzen. Weitere Kapitel beschäftigen sich zum einen mit der Romanistik an der Akademie der Wissenschaften, wobei das romanistische Institut dort ein steter Zankapfel zwischen Klemperer und Krauss gewesen ist, zum anderen mit der DDR-Romanistik im innerdeutschen und im internationalen Kontext und schließlich mit der DDR-Fachzeitschrift „Beiträge zur Romanischen Philologie“.

Als Schülerin von Frank-Rutger Hausmann stützt sich Gerdi Seidel bei ihrer Untersuchung nicht nur auf eine profunde Kenntnis der vorhandenen Forschungsliteratur und der veröffentlichten Quellen, sondern wertet auch zahlreiche bereits veröffentlichte und auch bislang unpublizierte Briefwechsel, Akten und Nachlässe aus. Außerdem hat sie für ihre Untersuchung zahlreiche Interviews mit Zeitzeugen geführt, insbesondere mit Schülern von Klemperer und Krauss sowie mit noch lebenden Protagonisten der DDR-Romanistik der 1950er Jahre, zum Beispiel Rita Schöber, die sowohl als Wissenschaftsbürokratin als auch als Philologin die Geschichte der DDR-Romanistik seit den 1950er Jahren mitbestimmte.

Die Anfangsjahre des „Luxusfachs“ Romanistik in der DDR sind mit Gerdi Seidels gleicherma-

ßen informativer wie durchaus fesselnd geschriebener Studie nun vorerst wohl hinreichend erforscht. Eine Untersuchung über die Romanistik in der DDR von den 1960er Jahren bis zur Wiedervereinigung 1990 sollte nicht allzu lange auf sich warten lassen. Vielleicht ist hierzu aber auch die nötige Distanz noch nicht groß genug.

Horst Schmidt

Pariser Allerlei – gewogen und zu leicht befunden

Eric Hazan: Die Erfindung von Paris. Kein Schritt ist vergebens. Aus dem Französischen von Michael Müller und Karin Uttendörfer. Ammann, Zürich 2006, 631 S., 39,90 Euro

Es mangelt ja nicht an Versuchen, Paris neu zu erfinden. Und auf den ersten Blick interessiert das Buch des Verlegers und Kunstkenners Eric Hazan, ungeheuer, scheint es sich doch unter die Reihe der Großen gesellen zu können. Da ist zunächst ein unglaublicher Faktenreichtum, eine erstaunliche Belesenheit und eine genaue Kenntnis der Stadt. Da ist weiter ein gut lesbarer, durchaus eigenwilliger Stil und dennoch auch eine große wissenschaftliche Genauigkeit. Und da ist schließlich eine Konzeption, die sich ganz auf das stadträumliche Sichtbarmachen von Entwicklungen konzentriert. Das lädt zum Lesen ein.

Der erste und größte Teil des Bandes umfasst drei Abschnitte, die zugleich drei historische Entwicklungsstufen abbilden: Zunächst wird das „Alte Paris“ und seine Stadtviertel beschrieben; dann das „Neue Paris“, die „faubourgs“ vor allem und schließlich noch einmal das „Neue Paris“, die eingemeindeten Dörfer nämlich (wie Clignancourt, Vaugirard oder Charonne).

Der zweite Teil heißt dann „Das rote Paris“, dort geht es ganz überwiegend (und, was das Jahr 1848 angeht, auch sehr berechtigt) um die Barrikaden von Paris. Und im dritten Teil unter der Überschrift „Im wimmelden Gemälde von Paris“ kommt schließlich der Kunstkenner Hazan zu Wort. Das Kapitel beginnt mit einer Beschreibung der bekannten Flaneure und beschäftigt sich

dann mit den Paris-Bildern und der Paris-Fotografie.

Warum aber macht einen das Buch auch so ärgerlich? Nun, je länger man in diesem dicken Buch liest, desto mehr stört einen die ungeheure Beliebigkeit, mit der da ein Intellektueller sein Wissen ausbreitet. Studienräte mag es ja interessieren mit welcher Parkbank auf dem Boulevard Henri IV. Flaubert seinen Roman „Bouvard und Pécuchet“ beginnen lässt, wenn aber das ganze Buch von solchen Aufzählungen wimmelt, wird es einfach öde und unübersichtlich.

Und weiter: Die Konzentration nur auf die Stadträume des Departements Paris stellt sich gleich in mehrfacher Hinsicht als kontraproduktiv heraus. Wie kann man über das „rote Paris“ schreiben und die Vororte dermaßen außen vor lassen? Der politisch-mentale Stadtraum bleibt in Hazans Buch völlig außer Acht. Wie kann man überhaupt über die Erfindung von Paris reden, und im Grunde nur die Raumentwicklung schildern? Wie kann man die Entwicklung der Stadträume zum Schwerpunkt nehmen und diese nur mit ein paar hingestrichelten Zeichnungen begleiten? Von einer kultur- oder sozialgeschichtlichen Einordnung (wie in manchen Ankündigungen des Buches in Aussicht gestellt wird) kann also hier nicht die Rede sein.

So erstaunt es nicht, das beim näheren Hinschauen die gängigen Klischees einen nur so anspringen: Paris die Flaneur-Stadt, die Stadt des Widerstandes gegen die Faschisten, Paris die Hauptstadt des 20. Jahrhunderts usw. Die Mystifikationen bei der Erfindung der Stadt werden vom Kunstkenner kaum aufgearbeitet (und die Kunst hat weiß Gott eine herausragende mystifizierende Rolle gespielt). Die sozialen Gewichtungen werden galant übersprungen, die mentale Welt der Stadt ist nur literarisch andeutungsweise erfasst, anstatt Zusammenhänge zu erhellen, wird mit Zitaten um sich geschmissen – nein, Hazan hat sich jedwede kritische Aufarbeitung erspart, und das ist schade.

So möchte man dem Mann zurufen: Schuster, bleib bei deinen Verleger-Leisten, denn so trägst du nur ein Stück zur Vernebelung, zur stadthistorischen und politischen Unübersichtlichkeit bei.

Klaus Schüle